

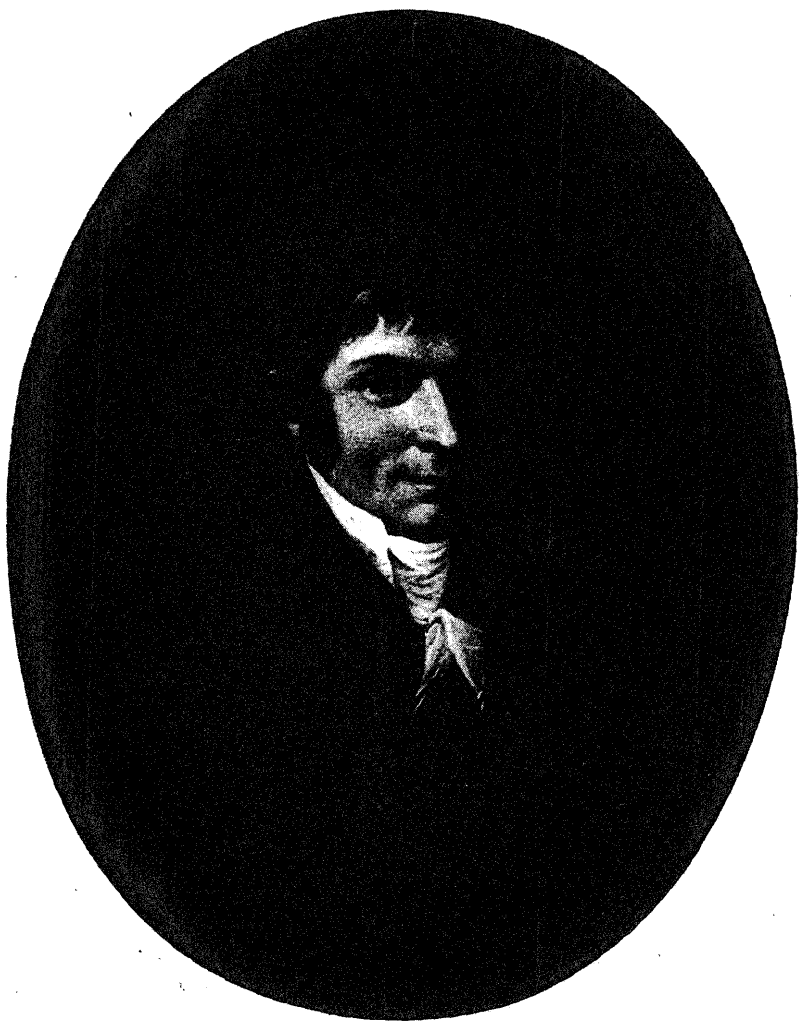
Henrich Steffens

Henrich Steffens, geboren 2. Mai 1773 in Stavanger (Norwegen), gestorben 13. Februar 1845 als Professor in der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin, hat von 1811 bis zum 8. Februar 1831 eine Professur für Physik, Naturphilosophie, Mine-



Henrich Steffens

Gemälde von Chr. August Lorenzen 1804



Heinrich Steffens

Gemälde von Chr. August Lorentzen 1804

ralogie in Breslau bekleidet und als „der erste Kriegsfreiwillige von 1813“ im Leben der Universität, der Stadt und der Provinz wissenschaftlich, nationalpolitisch und kirchlich eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet.

Um diese drei großen Zweige seines Wirkens darzustellen, wollen wir zunächst seine äußeren Lebensdaten bis 1811 nachtragen, dann sein Hervortreten in Schlesien näher beschreiben und zum Schluß die in seinem schlesischen Wirken nur sich spiegelnde allgemeine Bedeutung dieses Mannes zu erfassen suchen. Das ist angemessen. Denn Steffens' Leben verkörpert eine einzigartige Bildungsgeschichte.

Steffens gilt als Norweger. Aber diese Vorstellung bedarf der Einschränkung. Denn er hat keinen Tropfen Norwegerblut in sich; sein Vater war Däne, seine Mutter eine Deutsche. Norwegen gehörte damals zu Dänemark; so kam sein Vater dorthin. Steffens hat zeitlebens nur gebrochen deutsch gesprochen (s. Holtei, Einleitung der Briefe an Tieck, Bd. IV (1864), S. 55 f.). Die Breslauer Studenten haben über sein „k“ statt „ch“ ständig ihre bösen Witze gerissen (s. Laubes Erinnerungen), und jemand wie Heinrich Leo fand die Aussprache unerträglich maniert. Andere wie Goethe zog gerade diese Besonderheit an. Denn sie gab jedem Gedanken, den Steffens aussprach, zeitlebens besondere Farbe. In der Tat kann sein Verhältnis zur deutschen Sprache kein zufälliges genannt werden, und er selbst kommt oft darauf zu sprechen. Der deutsche Idealismus hat gerade in diesem mit der Sprache stets Ringenden am deutlichsten seine Subjektivität, sein Eingekerkertsein in eine wesensfremde Objektwelt, die Trennung zwischen Denken und Sprechen bejaht und verkörpert. Gerade der Naturphilosoph Steffens, von dem Schelling im Greisenalter gesagt hat: „Ich kenne Einen, der nicht erkennt, aber der selber die Persönlichkeit des Erkennens ist“ (H. Gelzer: Zur Erinnerung an Heinrich Steffens, Breslau 1845, S. 20), hat — wie Demosthenes leiblich zum Reden — geistig zum Deutschdenken vor dieser Sprachbarre als einem ständigen Anreiz gestanden. Er sagt selbst (III, 255), daß ihn das Dänische am Philosophieren hinderte, weil in ihm die Konvention ihn festgehalten habe!

Steffens' Weg bis Breslau ist der Weg des Naturkindes aus nordischer Landschaft hin zur deutschen Romantik. Zu Steffens' Jahrgang gehören Tieck und Novalis. Er ist in Trondhjem, Helsingör, Roeskilde und Kopenhagen aufgewachsen, ein geistig reges Kind. Schon ein Wochenblatt des Dreizehnjährigen zirkulierte in Abschrift bei den Honoratioren von Roeskilde. Er scheint schon damals einen

festen, sinnenden und stillen Ernst im Innern und eine heftige Redseligkeit und übermäßige Reizbarkeit von außen her nebeneinander aufgewiesen zu haben. Diese Problematik seiner Natur mag aus der Ehe seiner Eltern verständlich werden, die eine zarte, schwindfüchtige Frau aus einem der ersten Geschlechter des Landes mit einem Barbierssohn, einem heftigen, kraftvollen, aber vermögenslosen Arzte verband. Als gegenwärtige Mächte der Erziehung haben der Vater einerseits, die Verwandten der Mutter andererseits Steffens' Jugend gebildet. Eine Doppelschichtigkeit des Wesens tritt auch hervor aus seinen Altersbildern. Ein sinnliches Schauspielerprofil und ein spitziges, sich verzehrendes En face kommen zu keiner Harmonie. Thormaldsens Relief im Breslauer Schloßmuseum und ein ins Rektorzimmer der Universität Breslau aus Dänemark gestiftetes Bild geben darüber Aufschluß.

Seine Jugenderistenz hat Steffens im Alter, gerade in der Breslauer Zeit, dichterisch in einer Reihe von vielgelesenen Romanen und Novellen verklärt. Ihr Kunstwert steht freilich — wie so oft — im umgekehrten Verhältnis zu ihrer selbstbiographischen Treue. Er erzählt immer nur sich selbst. Es verdient aber wohl bemerkt zu werden, daß der Ski, der Schneeschuh, von Steffens in „Malcolm“ zum ersten Male in der deutschen Literatur beschrieben worden ist! Die Poesie ist für Steffens zeitlebens nur ein naiver, unreflektierter Ausdruck der eigenen Seelenzustände geblieben. Gerade der ungefaßt-träumerische, der landschaftlich-naturhaft gebundene Teil seines Wesens wird in literarischen Formen und gerade deshalb nicht im tiefsten Sinne poetisch behandelt.

Schon hier stoßen wir auf den problematischen Grundzug in Steffens, der ihn zu einer Zentralfigur der Romantik prägt: Keine Form will passen für das, was er ausdrücken möchte. In poetischen Formen will er seine Jugend verklären, und sie werden nur literarische Formen. Aber die Sehnsucht nach der großen Poesie ist die bestimmende Kraft seines Schaffens geblieben. „Ein Gedicht wie Dantes hatte sich sein ganzes Leben hindurch hervorarbeiten wollen, ist aber nicht zur Vollendung gelangt.“

Diese Bemerkung ist der Schlüssel zu Steffens Leben und Wirken. Es sollte dies Gedicht, nach seiner Vorstellung, die Natur besingen. Dieser Plan eines großen spekulativen Weltgedichts war den Romantikern gemeinsam (Haym, Romantische Schule, S. 862). Wenn einem, so hätte Steffens es gelingen müssen. „Aber“, so heißt es in einer Grabrede, „die Gebrechlichkeit der menschlichen Mittelglieder zwischen Begeisterung und That, zwischen Idee und Ver-

wirklichung, war der dunkle Saden, der durch sein Leben ging. Vielleicht fehlte es an der Begabung und an der Geduld für diese Mittelglieder im Wissen wie im Leben" (Gelzer, S. 7).

Die nächste Stufe seines Lebens steht unter dem gleichen Schicksal: Steffens wendet sich, von Gönnern unterstützt, der empirischen Geologie zu, die damals vor ihrem großen Frühling stand. Widrige abenteuerliche Umstände — ein Schiffbruch vernichtete sein Gepäck — führten zu einem Zusammenbruch dieser Pläne. Aber dieser Zusammenbruch wirkt nicht zufällig, sondern so, als habe der kurze Weg im einzelnen Fach eben diesem Menschen auch da verschlossen bleiben müssen, wo er ihn noch gutgläubig versuchte. Denn nun erfüllt sich sein Schicksal.

Es war ihm gelungen, trotz des Bruchs mit seinen dänischen Gönnern, in Kiel Privatdozent zu werden, und er veröffentlichte 1797 seine erste deutsche Schrift, übrigens anonym, „Über die Mineralogie und das mineralogische Studium". Aber nun fielen ihm Jacobis Briefe an Mendelssohn über Spinoza in die Hände, und die „Speculation" ergriff von ihm Besitz. Wenig später findet er Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur". Er schildert seinen eigenen Weg von jenem zu diesem, wenn er später schön vergleicht: Spinozas Lehre als die vom verborgenen Gott mit dem Hervortreten und Sichaußschließen Gottes bei Schelling (III, 338).

Da zieht es ihn ins Innere Deutschlands. Im Thüringer Wald studiert er wohl noch die Mineralien, aber zugleich liest er das Athenaeum der Schlegel und Fichtes Wissenschaftslehre, und so gerüstet trifft er im Herbst 1799 in Jena ein. Er wohnt der Probevorlesung Schellings bei, des zwei Jahre jüngeren „Hans Widerporst", über die Idee einer Naturphilosophie, eilt zu ihm und ist „der erste Naturforscher vom Fach, der sich unbedingt und mit Begeisterung an ihn angeschlossen" (IV, 76). Diese Freundschaft hat bis zum Tode gewährt. Und das ist um so denkwürdiger, als beide, Schelling wie Steffens, durch eine lange, dreißigjährige Entfernung aus den geistigen Mittelpunkten voneinander getrennt und in ihrem öffentlichen Wirken verkümmert worden sind. Beide haben den herrlichen Geistesfrühling, der nun zwischen ihnen anhub, durch viele Jahrzehnte geduldigen Harrens und Wartens nachträglich ab dienen müssen.

Aber zunächst beginnt ein göttliches Leben. „Von der Macht des großartigen Geistes ergriffen, schienen mir alle Mittel, ihn unterdrücken zu wollen, ohnmächtig." Goethe, den Brüdern Schlegel, Novalis tritt er näher; der berühmte Werner in Freiberg wird sein

Lehrer; den für immer mit ihm verbunden bleibenden Tieck und seinen künftigen Schwiegervater, den Komponisten Reichardt, lernt er auf Reisen kennen. Das gebildete Deutschland wird seine Heimat. Den Anfang des Jahrhunderts darf er in Weimar im engen Kreise allein mit Goethe, Schiller und Schelling bei Champagner begehen!

1801 erscheinen seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“. „Der Gedanke von der Einheit des Daseins in allen seinen Richtungen“, „dunkle Erinnerungen aus frühester Kindheit und physikalisch-mineralogische Beschäftigungen schossen hier zu einem großen Aufriß der Naturgeschichte zusammen“. „Das Grundthema meines ganzen Lebens“ (IV, 286) war damit entwickelt. Cuviers Gedanken wurden hier vorausgeahnt. „Als es ausgesprochen war, trat die Sonne meines Daseins aus der Götterdämmerung der Jugend hervor. Es war der Blütepunkt meines ganzen Lebens“ (IV, 291). Die Schrift machte Epoche. Steffens war damit ein aktives Mitglied der deutschen Geisteswelt geworden. Liest man etwa die Antrittsrede des großen Klassikers der Geologie, Leopold v. Buch, vom 17. April 1806 (Werke II, 1870, S. 4 ff.), gewiß von dem Rhapsoden Steffens grundverschieden, so bemerkt man doch den unterschiedenen und befruchtenden Einfluß, den Schellings und Steffens' Weltbild damals ausübten.

Steffens mußte nun im dreißigsten Lebensjahre nach Dänemark zurückkehren und entdeckte hier 1803 bei Vorträgen zur Einleitung in die Philosophie seine geniale Kraft als freier Redner: „Ich darf es behaupten, was man als Beredsamkeit zu rühmen beliebte, war keine mühsam errungene Kunst, es war die Fülle eines überschwellenden Daseins, welches sich unwillkürlich ergoß. Professoren, Gelehrte aller Art, Beamte in der höchsten Stellung, Greise ... scheuten sich nicht, fast ganze Stunden früher zu kommen, um gute Plätze zu erhalten“ (V, 56).

1804 kehrte Steffens nach Deutschland zurück, als Professor nach Halle. Sein Schwiegervater lebte vor der Stadt in Giebichenstein. Reil und Schleiermacher wurden seine Freunde. In der Franzosenzeit — Halle gehörte zum Königreich Westfalen — mußte er flüchten. 1808 durfte er zurückkehren, wurde aber in geheime politische Unternehmungen verwickelt, die ihn mit Verhaftung bedrohten. Er entging ihr durch rasche Abreise nach Breslau, an dessen neuzugründende Universität er 1811 berufen war. Als Verbannung hat Steffens später die zwanzig Jahre in Breslau angesehen und sie den Umtrieben seiner Feinde und Neider zur Last gelegt. Er hatte gehofft, nach Berlin berufen zu werden.

Es war ein schweres, mühsames Dasein, das ihn erwartete. Das leuchtende Einheitslicht der romantischen Verkündigung brach auseinander in die Farben nationalpolitischer, kirchlich-religiöser und literarischer Einzeltätigkeiten. Aber der vernünftige Zusammenhang dieses Lebensabschnitts mit dem Laufe der allgemeinen Geschichte läßt sich nicht verkennen. Der Seelenraum, in den die Romantiker vorangestürmt waren, lag weit voraus der realen Lage in Staat, Kirche, Wissenschaft und Literatur. Diese Mächte wollten in mühsamem Dienst langsam an den im ersten Anlauf genommenen Standort nachgebracht und nachgezogen werden. Dieses ist der Gehalt der Restaurationszeit. Er bedingt eine Art unnatürlicher Reihenfolge im Leben der Führer, die sich Könige in ihrer Jugend hatten fühlen dürfen und nun mühsam auf vielen Straßen das schwere Gepäck nachführen mußten, um ein dauerndes Leben daraus auszurüsten. Steffens' großes Glück aber ist es gewesen, diese Wege bewußt sich selbst voraus verkündigt zu haben und sie jedesmal mit großer Wirkung nach außen und in die Jugend hinein gegangen zu sein.

Er hat sie verkündigt in seiner noch heute bedeutenden und damals viel gelesenen Programmschrift, die mit der Schleiermachers konkurriert: Über die Idee der Universitäten (Berlin 1809). Die Schrift verdiente einen gekürzten Neudruck, so sehr wahr und rein lebt hier der Geist der neuen Hochschule, der Preußen mit der deutschen Nation ausgesöhnt hat. Daher war es kein Zufall, daß dieser Norweger in Breslau den großen Schritt tun konnte, der 1813 die öffentliche Bedeutung des deutschen Professors in den Kämpfen der Befreiungskriege rettete. Jedermann kennt das Bild von Arthur Kampf im Senatsaal der Breslauer Universität, das diesen einzigartigen Auftritt festhält, wie vom Katheder eines Kant und Fichte, von dem deutschen Gelehrtenkatheder herab der Geist des weltlichen kriegेरischen Staates predigtweise niederflutete. Es geschah, was der französische Gesandte so ausgedrückt hat: „Wir glauben mit Preußen in Frieden zu leben, ja wir betrachten sie als unsere Bundesgenossen, und nun wagt es ein Universitätslehrer unter den Augen des Königs, uns den Krieg zu erklären!“ (VII, 79).

Was war geschehen? König und Hof waren nach Norcks Übertritt zu den Russen von Berlin nach Breslau gegangen. Dadurch sah sich Steffens wider alles Hoffen statt im Exil im Mittelpunkt der Ereignisse. Am Tage, an dem ein Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung der Jugend erscheinen sollte, am 10. Februar 1813, dozierte er morgens von 8 bis 9 vor ziemlich leeren Bänken

Naturphilosophie. Er hatte um 11 wieder Kolleg. Da schloß er die erste Stunde mit den Worten: „Meine Herren, ich sollte um 11 Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen oder wird noch heut an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so viele, als der Raum zu fassen vermag.“

Im heutigen Hörsaal XVI des Konviktgebäudes staute sich die Menge, stand in den Fenstern und auf den Gängen, ja auf der Straße vor den Fenstern, um zu hören. „Ich sollte der Erste sein, der nun öffentlich aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa war.“ „Was ich sagte, war die stille Rede Aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst“ (VII, 77).

Wir Heutige können die Tragweite dieses Schrittes kaum ermessen, weil sich die Kluft zwischen Militär und Zivil seitdem durch Schritte von beiden Seiten geschlossen hat. Eine Ahnung von ihr gibt ein Blick in die Breslauer Zeitungen. Die „Schlesischen Provinzialblätter“ distanzieren immer wieder die Universität von dem Verhalten von Steffens. Die merkwürdigste Stelle lautet:

„Ohnerachtet diejenige Personen — um so mehr, wenn sie über das oben bezeichnete Alter hinaus sind, — welche dem Staate schon in anderen Verhältnissen wirkliche und auch nöthige Dienste leisten, mit dem bekannten öffentlichen Aufrufe nicht gemeint sind, haben doch einige Professoren dem Staate ihre Dienste im Felde auf eine Art, die mit dem Fache, welchem sie sich gewidmet haben, in Uebereinstimmung ist, angeboten, im Falle er dieselben annehmen wollte, und Hr. Professor Steffens hat für sich die Erlaubnis ausgewürkt, in wirkliche Kriegsdienste treten zu dürfen. Die Universität selbst aber, als rein literarische Anstalt nimmt natürlich keinen Antheil an den kriegerischen Handlungen und Vorfällen; die Vorlesungen dauern fort . . .“ (Lit. Beilage zu den Schles. Prov.-Bl. 1813, S. 63).

Später teilen die Blätter triumphierend mit, daß sogar Herr Steffens selber für den Sommer bereits wieder Vorlesungen ankündige, weil er hoffe, daß der Krieg dann zu Ende sei! In Wirklichkeit mußte der Lehrbetrieb eingestellt werden. Steffens hat immer übertrieben bescheiden von seiner Rolle im Kriege gesprochen. Fest steht, daß seine Teilnahme Tausende aufgemuntert hat.

Bei La Fère Champenoise erwarb sich der Secondelieutenant Steffens, der mit Gneisenau und Scharnhorst persönlich befreundet war, das Eisene Kreuz. In Paris trat er mit Cuvier in fruchtbaren wissenschaftlichen Verkehr. Am 5. Mai 1814 erhielt er folgendes Schreiben:

Da Sie jetzt dem Staate durch Ihre Rückkehr zu den Wissenschaften unstreitig nützlicher sein werden, als in Ihrem jetzigen Verhältnis zur Armee, so billige ich Ihren unter dem 4. ds. Mts. vorgelegten Wunsch um Entlassung aus dem Militärdienst und erteile Ihnen den Abschied aus demselben mit der Versicherung, daß ich die patriotischen Aufopferungen dankbar anerkenne, mit denen Sie Ihren Mitbürgern in der Zeit der Gefahr rühmlich vorangegangen sind.

HQ. Paris, den 5 Mai 1814

Friedrich Wilhelm"

Nun folgten die schweren Jahre spannungslos bürgerlichen Daseins in Breslau. Steffens eröffnete dort u. a. 1817 mit einer Rede die erste Kunstausstellung; seine Frau sang oft in Konzerten. Er hielt offenes Haus bei Tee und Brot, eine Einfachheit, die in Breslau neu war. Alle bedeutenderen Persönlichkeiten, die durch Breslau kamen, suchten seinen Verkehr.

Es gelang ihm, mit einer Lehre vom Staat (Die gegenwärtige Zeit usw.) 1817 noch einmal den Beifall der heimgekehrten Jugend zu finden. Aber kurz darauf wurde sein natürliches Verhältnis zu dieser Jugend getrübt. Er wandte sich gegen das Turnen, das besonders in Breslau eifrige Freunde hatte. Eine gelehrte Gesellschaft, die philomathische, ging ob dieses Widerspruchs in die Brüche. Herrliche und tiefsinnige Ausführungen über die Urstände der Menschheit (I, S. 1—129) fanden nicht mehr die Aufnahme, die sie verdienten, weil sie eine gegen die Turner gerichtete Polemik in den zwei Teilen der „Caricaturen des Heiligsten“ einleiteten.

Was trennte denn Steffens von Jahn? Zog er nicht selbst mit seinen mineralogischen Studenten auf Fahrt, über den Kamm auf die Schneekoppe, stieg hinunter ins Bergwerk, zeigte ihnen Kunstsammlungen befreundeter Schloßherren, die neuen Spinnmaschinen bei Alberti in Waldenburg, ließ sie mit der Stadtmusik in Schmiedeberg um die Wette musizieren und hörte am Ende auf Burg Neuhaus mit ihnen eine „Nachmittagspredigt unsers gottbegeisterten Scheibel, welche uns alle in Tränen auf die Knie warf, bis der Vollmond uns heimleuchtete“? (v. d. Hagen an Tieck bei Holtei, Briefe an Tieck, I, 287 f.). Ja gewiß tat er dies alles; aber eben deshalb stieß ihn jede Auftrennung der Seelenkräfte ab. Ihn, den Grundtrog das lebendige Wort genannt hat, schauderte vor dem hereinbrechenden arbeitsteiligen Kulturleben des neunzehnten Jahr-

hundreds, das Schubkästen bereit hielt für „das“ Religiöse, „das“ Nationale, „das“ Künstlerische usw. und das dabei den Vorrang dem Weltlich-Nationalen zuerkannte. Steffens stand für die Ganzheit des „Heiligsten“ gegen den Säkularisierungsprozeß; er stand daher im einzelnen gegen Bürokratie und gegen Turner, gegen die neue Gleichsetzung von Religion und Volkstum, von Preußisch-protestantisch und Deutsch, auch gegen die Mißachtung der Kirche vor lauter Staats- oder Nationsgläubigkeit. Mit untrüglichen Instinkt hat der universale Christ in ihm gegen die rein weltliche Entwicklungsreihe, die nun anhub, sich gestemmt, als er äußerlich nur gegen die Spezialität bloßer Turnerei auftrat. Darin nun traf Steffens sich äußerlich mit der Obrigkeit. Diese verabscheute nicht den flachen Inhalt wie Steffens, sondern sie fürchtete die spontanen Äußerungen einer freien Bewegung! Schon am 19. Dezember 1818 hat sein Freund Schleiermacher die Tragik in diesem Bündnis zwischen Steffens und der Polizei charakterisiert (an E. M. Arndt, Briefe Dilthey II, 353), in so meisterhaften Worten, daß nur Raum-mangel ihre Wiedergabe verbietet.

Dies Bündnis wurde Steffens zum Schicksal. Es riß ihn aus dem Zeitenstrom heraus, schloß ihn ab zum einsamen, dem Zeitgeist immer mehr sich entfremdenden Charakter. Seelengeschichtlich ist diese Krise des Fünfundvierzigjährigen bedeutsam. Sie ist es auch für die Stellung des Professors im Staate. Die Steffenssche Schilderung, die Heranziehung ungedruckter Akten und die Analyse der Steffensschen Angaben erlauben ein genaues und berichtiges Bild.

Steffens hatte von Halle her und aus dem Kriege Schulden. Als Nachrichtenoffizier hatte er nicht immer für Quittungen von seinen Agenten gesorgt; in Paris hatte er den Botschafter der deutschen Forschung gespielt, den studentischen Freischaren gegenüber war er gern als Spender und Wirt aufgetreten. Zweimal hatte ihn der Fürst Hardenberg bereits abschlägig auf seine Geldgesuche beschieden. In äußerster Bedrängnis wendete sich Steffens am 18. Mai 1816 an den bedeutenden Kurator der Universität, den Oberpräsidenten Merkel, nicht ohne Beschämung, wie er sagt, mit einer umfangreichen Darlegung seiner Nöte. In ihr stehen die Sätze: „Ja man fühlt sich schlecht, klein in einem Gedränge von Versprechungen, die man nicht hält, und Verpflichtungen, die man nicht erfüllt. Wie soll der freie Geist walten in solcher wichtigen Noth; ein großartiges Unglück ist dagegen ein Segen. Ich weiß keine andere Hoffnung und meine letzte Hoffnung ist auf Sie gesetzt.“ Merkel brachte es dahin, daß die Staatskasse am

27. November 1816 Steffens 1000 Taler vorschöß, die ab 1817 in fünf Jahren rückzahlbar waren. Bis 1822 stand Steffens daher knapp. Er war überarbeitet, wie er am 3. Januar 1818 an Tieck schreibt: „wenn ich des Morgens um 5 Uhr aufgestanden bin, muß ich ununterbrochen bis 4 Uhr Nachmittags arbeiten, nach dem Essen habe ich bis um 7 Uhr (Colleg-) Stunden und dann bin ich so erschöpft, daß in der That ein Brief eine große Anstrengung. Ich muß arbeiten, theils weil der Gegenstand der Caricaturen meine ganze Seele in Bewegung setzt, theils weil ich Geld verdienen muß.“ Zu dieser Arbeitslast hinzu erhob sich 1818 zwischen Passow und ihm die Turnfehde. Steffens glaubte ganz frei zu sein. Er glaubte in sich die Rolle von 1813 zu wiederholen, als er die philomathische Gesellschaft durch den Feuerstrom seiner Rede gegen die Turner sprengte. Arglos gebraucht er selbst diesen Vergleich mit 1813. „Als ich die Jugend aufforderte, in den Krieg zu gehen, war ich nicht innerlicher bewegt als jetzt“ (VIII, 441). Und doch war alles umgekehrt. 1813 trug ihn sein opfervoller Einsatz. Hier waren andere die Opfer!

Aber nun, Weihnachten 1818, nahm Hardenberg die Zuspizung in Steffens' Lage geschickt wahr. Es war die Zeit der Karlsbader Beschlüsse. Steffens wurde im tiefsten Geheimnis nach Berlin geladen. Am 30. Dezember reist er (Staatsarchiv Breslau, P. A. IX. 18 d IV, Nr. 1246). Der Staatskanzler plauderte erst wohlwollend und Hoffnungen erregend von den Finanzen seines Besuchers. Dann bat er ihn direkt, wenn auch etwas verlegen, um Angabe, zu deutsch um Denunziation, der Turnfreunde. Was waren doch 1816 Steffens eigene Worte gewesen: „Wie soll der freie Geist walten in solcher nichtigen Not!“

Steffens lehnte ab, sah aber nun erst, wie sehr seine Gegner als die Gefährdeten, er aber als der Schleppenträger der bloßen Macht dastand! Seine Phantasie hatte ihm bis dahin vorgegaukelt, es sei ein rein geistiger, gleichartiger Kampf. Noch hatte er die Kraft, sich in Berlin dem Unwillen der treuesten Freunde, Reimers und vor allem Schleiermachers, offen zu stellen. Die Freunde betrachteten ihn als Abtrünnigen. (IX, 36.) „Ein solcher fremder Tropfen in meinem Blut schien mir mein ganzes Dasein zu verpesten ... ja es gab Augenblicke, wo ich selber ein Angeber zu sein glaubte.“

Naiv gebraucht er auch für den Besuch bei Schleiermacher dieselben Worte wie 1813 für den Besuch bei Scharnhorst am Tage seiner mutigen Vorlesung. Damals hatte Scharnhorst ihn umarmt

und gerufen: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück. Sie wissen nicht, was Sie getan haben.“ Und Steffens fügt hinzu: „Es war mein schönster Ruhm.“ Jetzt, fast sieben Jahre später, besucht er Schleiermacher. „Auch dieser wahr sehr unzufrieden mit meiner Schrift. Steffens, sagte er, Du weißt nicht, was Du getan hast“ (IX, 35).

Steffens hatte im Februar 1813 der Welt offen mit Einsatz von Vermögen, Freiheit und Leben Troß geboten, und die Welt hatte ihn aufgenommen. Da war zwischen Denken und Ausprechen, zwischen Privatmeinen und Publikum kein Abstand nötig gewesen. 1817/18 schwebt ihm die gleiche kühne Herausforderung der Welt vor, wenn er z. B. schreibt: „die vollendete Polizei-Einrichtung unserer Tage würde Mittel gefunden haben, das Luthertum unbemerkt in der Geburt zu ersticken und hätte dem waffenlosen Mönch einen Triumph wie den in Worms keineswegs gegönnt.“ Aber diesmal geht's ja nicht gegen den Feind, nicht von Innen nach Außen; sondern im Parteienzwist gibt es Oben und Unten. Nicht, was Steffens über die Turner denkt, sondern daß er sie öffentlich bekämpft, wirkt noch heut gequält und verquer. Und doch war es kein Zufall. Denken und Sprechen trennen sich eben erst jetzt durch diese Erfahrung als zwei nach entgegengesetztem Gesetz einherfahrende Kräfte. Die romantische Totalität widerstrebte gerade dieser Zertrennung!

Tapfer hat Steffens dem Fürsten Hardenberg das „unglückliche Mißverständnis“, das er „mit Erstaunen, ja mit Entsetzen erfahren“, zunächst aus Berlin selbst am 7. Januar (Geh. Staatsarchiv Rep. 92 Hardenberg), dann aus Breslau am 17. Januar 1819 nochmals brieflich dargelegt; tapfer, denn nichts pflegen Vorgesetzte schwerer zu verzeihen, als wenn es ihnen nicht gelungen ist, einen zum moralischen Mitschuldigen zu machen. Steffens schlug Hardenberg einen Weg vor, der in allen Krisenzeiten deutscher Geschichte seit Jahrhunderten immer auftaucht: eine repräsentative Versammlung von Mitgliedern der Universitäten und Schulen zur pädagogischen Selbstregierung! **T**

Auch in der Ausführung der Karlsbader Beschlüsse hat er nach Ausweis der Kuratorialakten zunächst mäßigend gewirkt. Kaum Rektor (1821/22; zum zweitenmal 1829/30), sollte er den Burschen der „Silesia“ das blaue Band im Knopfloch verbieten. Humorvoll schrieb er dem Oberpräsidenten Merckel, wenn er das Band verbiete, würden farbige Mützen getragen, verböte er die Mützen — und das sei doch für die Eltern der Burschen bereits ein Geldverlust —

7 In des Furstkayser boten
Antwort ist das ganze Reich
denkender untertanen klassisch
für die Zeit von 1545 bis 1945
ausgesprochen in den die öffentliche
che Meinung haben die kgl. 1944
und 1945 haben kgl. Steuer als Volk,
richter die besten des Volkes aus
leben gebracht. Steffen Persen
zu kgl. sigen verkauften die
Staatsbankrott.

würden die Studenten farbige Kragen wählen, alsdann farbige Hemden usw.

So heiter blieb aber das Jahr nicht. Vielmehr ließ Steffens die Untersuchung gegen die geheime Verbindung „Arminia“ auf alle geheimen Verbindungen, ja auf alle anderen Universitäten ausdehnen. Der Senat verhängte Relegationen die Fülle. Da durfte sich Steffens nicht wundern, daß die jahrelangen Quälereien der Polizei von den betroffenen Familien ihm, Steffens, zur Last gelegt wurden.

So begrüßte er es mit Erleichterung, als er Ostern 1824 Urlaub nach Norwegen erhielt und im Winter 1824/25 in Berlin freie Vorträge halten konnte. Diese Berliner Vorträge über Anthropologie, für die ihm Gneisenau den großen Saal im Gouvernementsgebäude einräumte, scheinen sehr erfolgreich verlaufen zu sein. Die Reise stürzte ihn aber in neue — bei ihm gewohnte — Geldsorgen. Es ist ein Aktenstück von damals erhalten, das zeigt, wie die Kasse der Universität über den „Wirrwarr an allen Ecken“ zitterte, „der uns mit der Ankunft des Herrn Steffens hinsichtlich der Rechnungen bevorsteht.“ Er hatte sich in dem teuren Berlin völlig verzehrt, mußte von 400 für Mineralien überhobenen Talern 200 in vier Raten sich vom Gehalt abziehen lassen.

Es waren nicht nur die Turnkämpfe, die Steffens in Breslau vereinsamten. Es war noch ein zweiter Lebensstrang, der jetzt rückwärts von ihm aufgedeckt und wieder erneuert wurde, auf dem ihm die Jugend nicht folgen konnte. Die kirchliche Union Friedrich Wilhelms III. hatte die Gemeinden auf den Plan gerufen. Und wohl nirgends lebhafter als in Breslau und Schlesien ballte sich der Widerstand der Altlutheraner zusammen. Hier wirkte der berühmte und machtvolle Prediger Scheibel, gegen den die Universität gehässig und zelosig vorging; hier lehrte seit 1827 der Berater Scheibels, der tiefe Kenner gesamtkirchlichen Lebens, der Professor der Rechte Eduard Huschke.

Huschke nun ist vorübergehend mit Steffens einzigem Kinde verlobt gewesen. Und Scheibel hat diese geliebte Tochter konfirmiert. Steffens stand also in genauester Verbindung mit den beiden Führern der Altlutheraner. Und in seinem Hause kam 1830 das Dokument zur Unterschrift, durch das die im Staatskirchentum jeden Rechts beraubte Kirchengemeinde zum ersten Male wieder ihre Stimme erhoben hat. Steffens wurde also „der Erste, der in Deutschland die Rechte einer Gemeinde, die in der Art, wie sie bisher bestanden hatte, fortbestehen wollte, in Anspruch zu nehmen wagte.“ Diesmal war

es keine Einbildung. Sondern wieder wie 1801 und 1813 sprach Steffens aus, was tief im Volke auf Lösung wartete. Aber diesmal griff er noch tiefer, und die Zeitgeister waren dieser „reaktionären“ Gemeindebildung gegenüber, die sich auf das Dogma berief, ratlos.

Es war ein Naturforscher, der 1823 zuerst seine „Stimme aus der Gemeinde“ erhob. Man verstand seinen Protest gegen die „Generatio aequivoca“, gegen das Vorurteil, das Höhere entspringe jeweils aus dem Niederen, nicht. Wohl forderte ihn Perthes 1828 auf, im Volke zu wirken. „Den Wahn von der Güte der Natur müssen Sie zertrümmern, ein Buch schreiben, durch und durch gottlos für den Deisten und Rationalisten, ein Abscheu und Entsetzen für Beide“ (Perthes' Leben Bd. III (1855), S. 219 ff.). — Als Wirken ins Volk hinein, als literarische Vorstufe der späteren Volksbildung, muß man die Romane und Novellen deuten, die nun einsetzten. Die ästhetische Würdigung durch das sonst sehr sorgfältige Buch von Karsen vernachlässigt diesen doch wohl wichtigsten Gesichtspunkt. Freilich, im Publikum wurden die politischen Ausführungen von Steffens teilweise nur als frömmelnde Reaktion mißverstanden, er selbst als Finsterling, als „Professor Rückwärts“ (Pückler-Muskau) gebrandmarkt.

Ja, er kam in den Fall, sein Amt dem neu errungenen positiven Kirchenglauben zuliebe mehrmals aufs Spiel zu setzen. Er hatte einen vertraulichen Brief zu Scheibels Gunsten nach Berlin geschrieben. Als daraufhin in den Schlesischen Provinzialblättern ein heftiger Angriff gegen seinen scheinheiligen Frömmlerklatsch erschien, hielt er sich für verpflichtet, diesen Privatbrief zu seiner Verteidigung zu drucken. Er wurde darauf vom Ministerium zum Widerruf aufgefordert. Er belegte aber seine Ausführungen mit Dokumenten und widerrief nicht.

Für das Gesuch um Gründung einer altlutherischen Gemeinde wurde ihm als königlichem Beamten vorgeworfen, die Julirevolution sei ihm Vorbild! Er bat daraufhin, nach siebenundzwanzigjähriger Dienstzeit, um seinen Abschied. Das Gesuch, obwohl erneuert, blieb zwar unerledigt. Aber Steffens galt als in Ungnade gefallen und sann nach, ob er nach Skandinavien auswandern solle. Der Vorfall von 1819, so dürfen wir biographisch sagen, war gesühnt. Er hatte sich noch einmal aufs Spiel gesetzt. Er war innerlich frei, Breslau zu verlassen.

Die Lösung aus der unhaltbaren Lage entsprang der Freundschaft, die Steffens seit 1818 anlässlich einer gemeinsamen Besteigung der Schneekoppe mit dem preussischen Thronfolger verband.

1819 beginnt der Pariser Mathema.,
Kler und Ökonomen Charles Dupin
Volksschule.

einer
lies: eignen

Diese Freundschaft kann keine zufällige genannt werden (Tschirsch, S. 271). Der Romantiker auf dem Thron fand in Steffens einen naturhaft verwandten Lehrer und einen Freund. „Was mir Schelling war in meiner Jugend in wissenschaftlicher, das ward mir in geschichtlicher Rücksicht die fürstliche Person, an welche ich mich an-schloß im Alter“ (X, 443 f.). Altenstein, der Minister, hatte Bedenken gegen die Berufung, die er dem Kronprinzen in einem ausführlichen Exposé darlegte, das noch heut bezüglich der Unübertragbarkeit der „Sonds“ im preußischen Etat und des Scheiterns von Reformen nicht am Mangel, sondern an der Bindung der Mittel lesenswert ist. Er fügt hinzu: „In Berlin regen viele ausgezeichnete Männer eine allgemeine Bildung an, in Breslau fehlt es noch sehr an solchen Männern, und der Professor Steffens leistete sehr viel in dieser Beziehung ... Ganz Schlesiens bedarf in dieser Beziehung noch sehr viel und kann es nur von Breslau aus erhalten.“ (Hausarchiv Rep. 50 J. Altenstein. 1831 November 7.)

Steffens hat noch dreizehn Jahre in Berlin verbracht. Er war neunundfünfzig Jahre alt, als er Breslau verließ, und er verließ es als Fremder. In Berlin hat er gern gelebt. Zwar schalt ihn ein Guzkow „doktrinär“ und einen „bezahlten Beamten“. Zwar starb sein Freund Schleiermacher schon 1834. Aber so fremd er dem jungen Deutschland blieb, so genoß er doch das Vertrauen der Universität. Die Professoren wählten ihn schon im Herbst 1833 zum Rektor (X, 309) und „die Studierenden der hiesigen Universität meinten (bei Schleiermachers Tod), daß ich fähig wäre, was sie so schmerzlich vermissen, zu deuten“ (Drei Reden 1834, S. 27).

Steffens hat hier noch seine Religionsphilosophie vollendet, wertvolle Akademieabhandlungen über Giordano Bruno und Pascal verfaßt und von Berlin aus große Reisen unternommen. Hegel, Fichte und Friedrich Schlegel, die Kampfgeneration war abgetreten. Goethe war nicht mehr. Als Hegel 1831 gestorben war, hatte der Totengräber der Romantik, der berühmte Herbart, schon seine Koffer in Königsberg packen zu können geglaubt, um seine realistische Methode und seinen mathematisch unterbauten Positivismus in Berlin nun zum Siege zu führen (Allgem. deutsche Biographie Bd. XII, S. 20). Herbart hatte 1822 in seiner eigenen Schrift die Art von Steffens fürchterlich gegeißelt (Ges. Werke, herausg. von Hartenstein, Bd. XII, S. 436 ff.). Nun drang Herbart persönlich nur bis Göttingen vor. Steffens aber, der verlästerte, — der das brauchbare Element in Herbarts Methode noch im Alter neidlos anerkannt hat — durfte in dem Interregnum nach Hegels Tod in

Berlin lehren und damit das Aufgehen Preußens in Deutschland geistig vorbereiten. Denn diese geistige Einschmelzung Preußens in Deutschland wird man als die Funktion des Kreises um Friedrich Wilhelm IV. bezeichnen dürfen. Sie gipfelte in dem Kölner Dombaufest, dem Steffens zugejubelt hat und mit dem ihm der verhaßte Voltairismus des Alten Fritz gesühnt zu sein schien. Das Leben mit Friedrich Wilhelm IV., mit Schelling und Tieck beglückte ihn. Und diese fast schon unwirkliche Nachblüte der Romantik, die 1840 mit der Thronbesteigung anhub, läuterte seine Feder zu ihrer reifsten Leistung, den schlichten zehn Bändchen „Was ich erlebte“.

Diese Selbstbiographie wird als Urkunde und Geschichtsquelle von ganz wenigen Werken erreicht. So wie Steffens die Bildungswelt seiner Jugend und seines Mannesalters zeichnet, so ist sie uns vertraut und geschichtlich geworden. Weit mehr als man vermuten sollte, haben wir die Zeiten, die er beschreibt, mit seinen Augen ansehen gelernt. Die großartige Bildungsgeschichte — nirgends durch die objektiven Werke aus ihrer Bahn als persönliche Bildungsgeschichte abgelenkt — kann den Vergleich mit Goethes um fünf- und zwanzig Jahre älterer aufnehmen.

Steffens hat die entwicklungsgeschichtliche Mitte zwischen der System- und der Erlebnisphilosophie, zwischen Kant, Schelling, Hegel, Fichte einerseits, Schopenhauer, Nietzsche andererseits, eingenommen; und wie im Titel seines Buches so im Leben das „Erlebnis“ in den Mittelpunkt auch des Erkenntnisvorgangs gerückt. Im Zeitalter der Psychoanalyse wird man die Bedeutung von Sätzen wie diesen würdigen: „Jetzt wird es Zeit sein, die Epoche meines Lebens darzustellen, in welcher die Macht der Speculation mich ergriff, um mich niemals wieder zu verlassen. Mir scheint ein solches Bekenntnis, eine wissenschaftliche Confession, selbst wenn sie das Gepräge der Subjektivität zugesteht, von großer Wichtigkeit. Ein jeder Philosoph sucht die persönlichen Bedingungen seiner wissenschaftlichen Darstellung so viel wie möglich zu verdrängen, damit seine wissenschaftlichen Bestimmungen einen universelleren und allgemein gültigeren Wert erhalten; er hat Recht; er ist dazu verpflichtet, alle feste wissenschaftliche Sicherheit beruht darauf, daß es ihm gelingt. Dennoch haben die persönlichen Bedingungen, unter welchen die wichtigsten Aufgaben ihm zuerst entgegentraten, für die Wissenschaft selbst eine große Bedeutung“ (III, 254). Und an einer anderen Stelle deckt er das Mythische und das Märchenhafte seiner Lebensform noch genauer auf: „Und wenn ich vielleicht etwas Ursprüngliches und Eigenthümliches besitze, so ist es keineswegs

Der König nahm sich reichsdeutsche
Angelegenheiten an. Wilhelm I. hat das nie gelassen.
Herr kann die Nation nur durch
Bismarck zu Obergrenzen. Aber auch
selber konnte statt des preussischen Kees
verleihen, zuletzt in dem Verle
Gesamtheitserlass 1878.

Fri Wi N

Wi I

Preussen
statisch

Deutsch
stabilisiert

— König
dynamisch
König
defensiv

jener Trieb* der organisierenden Geselligkeit, der innerhalb bestimmter Grenzen verwandte Seelen für eine gemeinschaftliche Tat verbrüdert. Diesen findet man allenthalben, und er ist unbezwingbar da, wo ein höheres Leben sich Raum verschaffen will. Vielmehr darin glaube ich etwas Eigenthümliches zu besitzen, daß ich gezwungen bin, das Bestimmte, was ich und die mit mir Verbündeten wollen, in eine größere, die mannigfaltigsten Verbindungen umfassende, erhaltende Einheit zu versetzen und aus dieser thätig zu sein. So konnte mich als Kind zwar der Uebermuth des quellenden Frühlings oft mächtiger selbst als andere ergreifen, daß ich in bewußtloser Fröhlichkeit mich jubelnd verlor. Aber ich war gezwungen, mich aus diesem lärmenden Jubel zurückzuziehen; daß ich der Vertraute der Pflanzenformen ward, daß ich ein Gespräch mit der Natur und ihren mannigfaltigen Gestalten anfang, das war die Mythe, das Märchen meiner Kindheit und doch zugleich der Keim aller ... Wissenschaftlichkeit. Dieser märchenhafte Standpunkt ist mir geblieben mein ganzes Leben hindurch; ich habe mich in die wilden Spiele (unseres) Geschlechts mannigfaltig hinein gestürzt, daß diejenigen, die mit mir lebten, selbst die Behörden, mich wohl einen unruhigen Kopf nannten, so wie die Philosophen, denen ich mich angeschlossen, über die unüberwindliche Subjectivität meiner Richtung klagten. Aber diese mit einer jeden That verbundene Selbstbetrachtung, diese heftige, kämpfende, unruhige Beweglichkeit ... hat mich von je her in die Einsamkeit getrieben. Wo diese mir auf längere Zeit versagt ward, da durchzuckte mich ein Gefühl des innersten Todes, der Vernichtung" (VIII, 273).

Darum ist Henrich Steffens als vollendete poetische Schöpfung seine eigene Lebensgeschichte am Ende beschert worden. Dies Leben hat er bis ans Ende im tiefsten Sinne poetisch leben dürfen, und bei einer Vorlesung des dreißigsten Gesanges von Dantes Paradies im Freundeskreise kam das Ende. Seine Familie löste sich auf: Die Frau als Tochter ihres Vaters ging 1848 mit der Revolution († Hamburg 1855), die Tochter vergrub sich bei den Herrnhutern in Niesky († 1865).

Als Leben schaffende Persönlichkeit ist er nicht nur in einigen entscheidenden Momenten der deutschen Geschichte hervorgetreten. Grundtvig, der Vater der dänischen Volkshochschule, hat bekannt, daß er seinem Verwandten Steffens seinen Lebensberuf verdanke. „Meine ganze Entwicklung ist eine Frucht seiner Worte" (Mands Minde S. 269, deutsch in: J. Tiedjes Auswahlband „Volkheit", Jena 1927, Seite 342—350). Leben entzündet sich eben an Leben.

Und dieser Weg ist vermutlich wirksamer noch als der bestimmter Lehren. Deshalb hat Goethe, der Steffens' Naturphilosophie ablehnte, den Menschen immer hoch in Ehren gehalten.

Steffens sämtliche Schriften verzeichnet K. Goedeke: Grundr. z. Gesch. d. dtsh. Dichtung, Bd. ²VI (1898), S. 172—76. — Dazu als Ergänzung: Ansicht und Zweck der Breslauer Kunstausstellungen. In: Schles. Prov.-Blätter 1818, Juliheft S. 18—29. — **Auszüge aus der Lebensbeschreibung**: 1. Aus den Kreisen der Romantik, hersg. von Friedrich Gundelfinger (Gundolf), Jena 1908. 2. 1802—14, hersg. von Th. Landsberg, Leipzig 1913. Derselbe gab: „Breslau 1813“ ebenda als: „Kienienbücher“ Nr. 24 heraus. — „Was ich erlebte“ ist im Text kurzweg mit Band- und Seitenzahl zitiert.

Von Literatur über Steffens ist zu nennen die (sehr mangelhafte) Darstellung in der Allgem. Dtsch. Biographie, Bd. XXXV (1893), S. 553, von O. Liebmann. — gut: R. Petersen: H. Steffens, deutsch von Ad. Michelsen, Gotha 1884. — f. Karßen: H. Steffens' Romane. Breslau 1908. [= Bresl. Beiträge z. Literaturgesch. N. f., Bd. VI.] — Geo. Froboß: Drei Lutheraner an d. Universität Breslau. Bresl. 1911. — O. Tschirsch: Steffens politischer Entwicklungsgang. In: Beiträge z. brandenb. u. preuß. Geschichte. Festschr. f. G. Schmoller, Berl. 1908, S. 253 ff.

Benutzt habe ich ferner Akten des Breslauer Staatsarchivs, z. B. PA IX, 17₁, 18^d 20^a Rep. 47 Steffens und der Berliner Archive. — Hinweise auf die zeitgenössische Memoirenliteratur verdanke ich unserem gelehrten und belesenen Redaktor Herrn Kollegen Andrae.

Eugen Rosenstock

